

ROLF WINTER

Hitler kam aus der Dankwartsgrube
(und kommt vielleicht mal wieder)

Eine Kindheit in Deutschland

Rote Katze Verlag

ROLF WINTER

Hitler kam aus der Dankwartsgrube (und kommt vielleicht mal wieder)

EINE KINDHEIT IN DEUTSCHLAND



Rote Katze
VERLAG

Über dieses Buch

Vorwort des Verlages

Der Titel „Hitler kam aus der Dankwartsgrube (und kommt vielleicht mal wieder) – Eine Kindheit in Deutschland“ von Rolf Winter erschien erstmals 1991 im Hamburger Verlag Rasch und Röhring. Im Folgejahr wurde eine Taschenbuchausgabe herausgebracht, die der Goldmann-Verlag in Lizenz druckte.

Der Verlag Rasch und Röhring musste einige Jahre später aufgeben; seine Sachbuch-Rechte gingen an einen Verlag in Nordrhein-Westfalen. Über den Verbleib der Rechte an den Belletristik-Titeln – darunter die am vorliegenden Text – ist nichts bekannt und war trotz umfangreicher Bemühungen auch nichts in Erfahrung zu bringen. Eine denkbare Möglichkeit war, dass die Rechte mit dem Untergang des Verlages an den Autor zurückfielen. Rolf Winter aber verstarb 2005; evtl. bei ihm liegende Rechte wären Teil der Erbmasse gewesen. Auch hier haben wir vielfältige, umfangreiche Anstrengungen unternommen, um evtl. Erben ausfindig zu machen – vergeblich. Ehemalige Arbeitgeber, frühere Kollegen oder Vorgesetzte, auch Nachfolger in seinen Funktionen konnten keine Auskunft über Hinterbliebene oder Erben geben.

Insofern gehen wir aktuell davon aus, dass es sich bei „Hitler kam aus der Dankwartsgrube“ um einen sog. „verwaisten Titel“ im Sinne des Urheberrechtes handelt. Sollte es entgegen dem Ergebnis all unserer Recherchen doch jemanden geben, der rechtmäßiger Inhaber der Rechte ist, bitten wir diesen oder diese, sich bei uns zu melden. Es war und ist nicht unsere Absicht, uns ungerechtfertigte Vorteile zu verschaffen.

Winter beschreibt seine Kindheit in der Dankwartsgrube in Lübeck, einem Viertel in der südwestlichen Lübecker Altstadt, das damals ein Arbeiter- und Armenquartier war. Hohe Wahlergebnisse der SPD und der KPD hatten hier Tradition. In einem Prozess der Verelendung des Viertels und seiner Bewohnerinnen und Bewohner, im Aufkommen und Fortschreiten von Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Wut wandelt sich der Stadtteil in eine Hochburg der NSDAP, in einen Hort von Hitler-Gläubigen, die seinen falschen Lösungen, seinen Sündenbock-Erzählungen („die Juden“), seinem Hass und seiner Hetze verfallen.

Winter schildert all dies anhand der Geschichte seiner eigenen Familie; er schreibt sehr persönlich, sehr pointiert, sehr subjektiv. Er schreibt vor – aus heutiger Sicht – über dreißig Jahren über eine Entwicklung, die zum Zeitpunkt des Schreibens sechzig Jahre zurücklag. Dennoch können uns seine Erinnerungen auch für das Hier und Jetzt vieles sagen: Wo Angst und Perspektivlosigkeit herrschen, wächst auch die Neigung zu scheinbar einfachen Lösungen; wenn „die Politik“ die realen Probleme nicht anpackt, kommt die Chance der großen Vereinfacher.

Über dreißig Jahre nach der Erstveröffentlichung hat der Text eine erschreckende Aktualität; darum haben wir uns für eine Neuauflage entschieden.

Für meine Mutter, die es nicht
besser wusste

Adolf Hitler kam aus der Dankwartsgrube in Lübeck.

Es ist nämlich nicht wahr, dass er, wie man seit 1945 lesen kann, ungerufen und jäh aus der Hölle über die Deutschen fiel. Es ist auch nicht wahr, dass ihn eigentlich niemand wollte und er bloß ein »Verhängnis« war, für das niemand etwas konnte. Es ist schließlich auch nicht wahr, dass er sich getarnt und auf Schleichwegen an die Macht begab.

Alles nicht wahr: Adolf Hitler kam aus der Dankwartsgrube in Lübeck; ich weiß das, denn in der Dankwartsgrube sah ich, wie die Menschen, meine Mutter vor allem, zu ihm überliefen. Ich sah, wie sie in der Dankwartsgrube, die einmal rot war und überwiegend von Sozialdemokraten und Kommunisten bewohnt, Hitler, sozusagen, entgegenreiften und wie der Finstere dann erschien, um zu ernten, und ich sah auch, wie sie dann in der Dankwartsgrube kleine Hakenkreuzfahnen von ihren Fenstern wehen ließen und gläubig waren und wie dann alles seinen schrecklichen Gang nahm und Hitler, wie man heute gern distanzierend sagt, »in deutschem Namen« seine Verbrechen beging, als hätte er nicht namens und im Auftrag der Deutschen und auch der aus der Dankwartsgrube gehandelt.

Zwölf Jahre später, natürlich, wollte es keiner gewesen sein. Zwölf Jahre später mußte man die mit der Lupe suchen, die sich dazu bekannten, Hitler in freien Wahlen an die Macht befördert und also Mitschuld getragen zu haben. Zwölf Jahre später besaß in der Dankwartsgrube kein Mensch mehr eine Hakenkreuzfahne, und sie schworen Stein und Bein, nie eine besessen zu haben.

Und heute?

Heute regieren die mit »der Gnade der späten Geburt«, und überdies: Das liegt doch schon alles so schrecklich lange zurück, und es wird doch nun auch, endlich, endlich, alles ein bisschen blasser und weniger bedrückend, und, nicht wahr, wer will denn wirklich noch etwas von den Nazis hören, und darüber, wie es zu ihnen und ihrer lippenbärtigen Ausgeburt kommen konnte, und davon, was sie anrichteten, will nun wirklich überhaupt niemand mehr etwas hören; wir haben schließlich ganz andere Sorgen. Man muss, kurz, das gern so genannte »Phänomen« nun endlich ruhen lassen und sich der Zukunft zuwenden; sollen sich doch, wenn sie Besseres nicht zu tun haben, die Historiker mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, das reicht. Die können Symposien halten und dicke Wälzer schreiben und zu Tagungen zusammenkommen und alles noch einmal wiederkauen, als würde das irgend etwas von dem ändern, was geschah.

Die Sache ist nur so: Die Dankwatsgrube in Lübeck, aus der Adolf Hitler kam, gibt es auch heute noch, und zwar gibt es sie im wirklichen Sinne - denn sie überstand während des zweiten deutschen Weltkrieges die widerwärtige und menschenverachtende Bombardierung der Lübecker Innenstadt durch britische Kampfflugzeuge -, vor allem aber gibt es Dankwatsgruben, und zwar nicht nur in Lübeck, im übertragenen Sinne, als, wie man heute sagt, »sozialen Rand«, als Heimstätte für Menschen, die niemand so recht auf der Rechnung hat, als Quartier der Bedeutungslosen, und in dieser Eigenschaft hat die Dankwatsgrube des Jahres 1933 eine Geschichte zu erzählen, die auch heute etwas Beherzigenswertes sagt und immer sagen wird, solange es sich Gesellschaften leisten, einen »sozialen Rand« zu haben und zu vernachlässigen und zu diskriminieren und gären zu lassen. Die Dankwatsgrube des Jahres 1933 berichtet, dass der »soziale Rand«, wenn er hinreichend gärte, zurückschlagen, dass er

sich für seine Nichtachtung grauenhaft rächen, dass er zum Suizid fähig sein kann, wie es meine Mutter war, die sich zwar nicht selber das Leben nahm, wohl aber, indem sie in blinder und hassvoller Verzweiflung Hitler umarmte, Deutschland töten half.

Ich klage die Dankwatsgrube des Jahres 1933 an, schuldig an der Heraufkunft des Tyrannen zu sein, und ich plädiere, und zwar dringlich, der Dankwatsgrube von damals jeden nur denkbaren mildernden Umstand einzuräumen, denn sie war, ehe sie Täter wurde, Opfer und handelte in armseligster Ignoranz und wusste nicht, was sie tat. Die Wissenden lebten damals woanders, in den Industrieclubs, zum Beispiel, wo sie Hitler finanzierten, oder im bürgerlich-nationalen Lager, wo sie von der »Wiederherstellung der deutschen Ehre« durch Hitler träumten - nicht in der Dankwatsgrube. Die Dankwatsgrube war nur, wie das auch heute wieder am »sozialen Rand« ist, in ihrer Ausweglosigkeit zu allem fähig und war körperlich arm und seelisch entzwei und hasste bis zur Blindheit und war deshalb, sozusagen, nicht strafmündig.

Ich wurde 1933 erst sechs Jahre alt, aber ich erinnere mich mit ganz sonderbarer Genauigkeit an den Ablauf dieses Jahres, auch an die Vorgänge des Jahres 1932, und wünschte, ich könnte, was vor vier Wochen geschah, so präzise in meinem Kopf beleben wie das, was sich damals in der Dankwatsgrube ereignete. Ich muss mich nur in die damalige Dankwatsgrube versetzen, dann ist mir diese Straße wieder ganz gegenwärtig, die Menschen, die Tristesse, das äußere Bild, die Atmosphäre, ihr Charakter und ihr Schicksal und die muffige Luft unserer Wohnung.

Die Dankwatsgrube - das war armes Lübeck. Eine peripher gelegene, von dem kleinen Hügel, auf dem die Innenstadt

steht, leicht abfallende, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße, die unten am Traveufer an der hölzernen Dankwärtsbrücke endet, welche dann ihrerseits zum Wall führt, dem Grüngürtel, der die alte Hansestadt streckenweise umgibt.

Oben, an ihrem Anfang, stieß die Dankwärtsgrube unmittelbar an die feinen Stadthäuser vom Pferdemarkt und an die Parade, aber in Wahrheit lagen Lichtjahre zwischen diesen beiden Straßen und der Dankwärtsgrube. Am Pferdemarkt wohnten Ärzte und Rechtsanwälte und begüterte Kaufleute und gehobener Mittelstand, und an der Parade standen die katholische Kirche und das katholische Krankenhaus und repräsentierten auf ihre Weise ein Lübeck, mit dem die Dankwärtsgrube bei aller Nähe nicht verbunden war, denn die Dankwärtsgrube - das waren die Plebejer der Stadt. Die Gegend, aus der sich eine Gemeinde das preiswerte und stumm dienende Gesinde und das Industrieproletariat holte und die, wenn das Proletariat in der Industrie keinen Platz mehr fand, die Arbeitslosen stellte. Das Viertel, das die Statisten für die große Bühne der schönen, alten Freien und Hansestadt Lübeck hergab. Eine Straße, in der das richtige Lübeck nichts zu suchen hatte und nichts suchte. Nur ein paar hundert Meter von der Mengstraße der Buddenbrooks entfernt, aber in einer gänzlich anderen Welt.

Sie waren in der Dankwärtsgrube mit erstaunlicher Beharrlichkeit um Ordnung bemüht, aber sie vermochten nichts dagegen, dass sich Armut ihre eigene Ordnung schuf. Sie waren willig zur Teilnahme an der Gesellschaft, aber sie waren arbeitslos oder doch, wenn sie das große Glück einer ständigen Arbeit besaßen, nur so entlohnt, dass das Geld nie reichte, und solche Teilnehmer wollte die Gesellschaft nicht. Die Dankwärtsgrube - das waren Gesichter, die aussahen, als könnten sie nie lachen. Männer, denen an ihrer Physiognomie abzule-

sen war, dass sie auf dem verfluchten Arbeitsamt wieder kein Glück gehabt hatten, Frauen in Kittelschürzen und mit derben Händen, denn sie putzten und wuschen in den besseren Gegenden der Stadt und kamen mit eingefallenen Schultern und hängenden Köpfen und bitteren Zügen im Gesicht und kraftlos in die Dankwartsgrube zurück; solchen Frauen liefen keine lachenden Kinder entgegen, die sich über die Heimkehr ihrer Mütter freuten.

Die Dankwartsgrube war grau. Überwiegend zwei- bis dreistöckige, schmale Häuser, sogar ein paar der schönen Ziegelbauten mit den Treppengiebeln, wie man sie im Vorzeige-Lübeck der Buddenbrooks kannte, wo auch damals schon Touristen die Backsteingotik der berühmten Gotteshäuser und das Holstentor und das Burgtor und das Schabbelhaus bewunderten. Aber die Dankwartsgrube war keine Sehenswürdigkeit; ganz im Gegenteil. Sie lud äußerlich nicht ein, und die Menschen, die in ihr wohnten, wiesen mit ihren verschlossenen Mienen das Fremde eher ab. Die Dankwartsgrube war zu jeder Jahreszeit grau wie ein schlimmer Novembertag. Es gab nach meiner sicheren Erinnerung keinerlei andere Farbe in ihr, keinen Baum, keinen Strauch, keine Blume.

Natürlich hat die Sonne auch in die Dankwartsgrube geschienen, aber in meiner Erinnerung schien sie nie, was in einem höheren Sinn die Wahrheit ist. In der Dankwartsgrube, wie ich sie vor mir sehe, war der Himmel stets so grau wie das Kopfsteinpflaster und die Fassaden der schmalen Häuser, und sogar die Gesichter der Menschen waren grau wie ihre Kleidung und ihre Herzen, und so hatte es seine Ordnung, so kannten wir unsere Dankwartsgrube, so war sie normal.

Ein paar der Häuser in der Dankwartsgrube waren nicht ganz lotrecht und sahen aus, als lehnten sie sich ermüdet an den

Nachbarn, und bei einigen neigten sich die Fassaden leicht nach vorn und erinnerten an erschöpfte Menschen, die ihre Schultern hängen lassen, und vollends in der Düsternen Querstraße, die von der Dankwärts- in die Marlesgrube führte, schienen die grotesk kleinen Häuser, deren Fassaden sich verzogen hatten, unmittelbar vor dem Zusammenbruch zu stehen, aber das sahen die Menschen von der Dankwärtsgrube gar nicht mehr, denn auch das architektonisch Anomale war ihnen längst Normalität geworden, und solange jemand aus den windschiefen Häusern noch Mieten ziehen konnte, hatte alles seine Ordnung.

Es gab in der Dankwärtsgrube auch einen der für Lübeck typischen »Gänge«, nämlich in die Tiefe eines Grundstücks gebaute, winzige Häuser, in denen sie, wie man in Lübeck sagte, »in Löchern« hausten und die Sonne nicht sahen. Nagelschmieds Gang hieß der in der Dankwärtsgrube; man gelangte durch einen bedrückend engen, trostlosen Tunnel hinein, und wenn man den Tunnel hinter sich hatte, konnte man sich leicht wie im Gefängnis fühlen.

Die von Nagelschmieds Gang und die von der Dankwärtsgrube kauften beim Bäcker Bengelsdorf auf Pump; das war die Regel. Manchmal trug Frau Bengelsdorf, die im Laden an der Ecke zur Lichten Querstraße die Kundschaft bediente, die neue Schuldsomme kopfschüttelnd in ihr dickes, schwarzes Kontobuch ein und sagte dann: »Nun müssen wir aber wirklich bald ans Bezahlen denken, sonst ist Schluss, dann gibt's nichts mehr«, sie sagte das laut und ganz ungeniert, auch wenn ihr Laden voll von Kundschaft war, und dann senkte sich beschämt ein Kopf und verfärbte sich rot. Manchmal sagte dann eine Kundin: »Aber Sie wissen doch, dass mein Mann arbeitslos ist«, manchmal wurde „auch hilflos geweint, und dann sagte Frau Bengelsdorf irgend etwas derb Begütigendes, und wenn Bäckermeister Bengelsdorf im Laden war,

konnte es geschehen, dass er eine Extrastück Brot schnitt und es demonstrativ der abgemahnten Schuldnerin zuschob, und dann sagte er: »Es ist das System, es sind nicht die Menschen«, und dann sah er seine Frau zornig an.

Meister Bengelsdorf beteiligte sich an einer Aktion seiner Innung, die »Volkshilfe in Volksnot« hieß, und plakatierte das in seinem Schaufenster. Die Aktion bestand darin, dass die Bäcker auf einen Teil ihres Profits verzichteten und Roggen-schwarzbrote an Bedürftige für 35 statt für 45 Pfennige abgaben, aber das machte für viele in der Dankwatsgrube keinen Unterschied, denn 35 Pfennige waren fast so unerschwinglich wie 45 Pfennige, 35 Pfennige waren kleine Vermögen, wenn der Mann daheim arbeitslos war, und die Kinder waren hungrig, und die Frau stand mit rotem Kopf vor Frau Bengelsdorf und ließ anschreiben.

Einmal, als sich das Jahr 1932 neigte, zogen etwa 30 Kinder durch die Dankwatsgrube und schrien immerfort: »Wir haben Hunger«, das waren, erzählten sie in der Dankwatsgrube, Kinder von Kommunisten, die von ihren Eltern zu dieser kleinen Demonstration geschickt worden waren, aber in ihr hätten auch Nazi-, auch Soziker mitmarschieren können, denn alle ihre Namen standen in Bengelsdorfs Schuldenbuch.

Ich hoffte stets, wenn mich meine Mutter zum Bäcker schickte, der Meister möge im Laden sein, denn Kindern, die von Frau Bengelsdorf an überfällige Zahlungen erinnert wurden, schenkte er zuweilen ein Stück Kuchen, wenn man sehr viel Glück hatte sogar einen Kopenhagener, aber eben nur zuweilen, und wenn er mir nichts schenkte, kam ich mir wie bestohlen und jedenfalls sehr unglücklich vor, und der ganze Tag war verdorben. Einmal trieb ich mich so lange vor dem leeren Geschäft herum, bis ich sah, dass der Meister aus der

im Keller gelegenen Backstube in den Laden kam. Er trug ein großes Backblech mit frischen Broten und verteilte sie auf die Regale, und als er fast fertig war – gleich, dachte ich, würde er sich umwenden und Aufmerksamkeit für den Kunden haben –, ging ich hinein und trug meine Bestellung vor, und richtig sagte Frau Bengelsdorf: »Nun sag mal deiner Mutter, dass mehr als drei Mark anstehen. Nun ist es aber wirklich genug, Junge, wir können nicht dauernd pumpen«, aber Meister Bengelsdorf nahm das gar nicht wahr und ging die Treppe zur Backstube hinunter, und ich merkte, wie sich mir unter der strengen Mahnung der Frau das Gesicht rötete.

Fast alle Eltern schickten ihre Kinder zum Anschreiben. Vermutlich nahmen die Erwachsenen an, dass sich die Kinder nicht schämten, wenn sie gestehen mussten, ohne Geld zu sein, aber das war natürlich falsch. Dass »Pump« unordentlich und, vor allem, sehr unwillkommen, dass »Pump« ein Gnadeneweis war, mehr oder weniger unwillig und kopfschüttelnd und unfreundlich gewährt, oder eben auch nicht – natürlich empfanden das auch die Kinder in der Dankwatsgrube, und es beschämte sie. Wo es mehrere Geschwister gab, drückte sich jedes, wenn es ohne Geld zum Einkaufen geschickt wurde, bis die Mutter ein Machtwort sprach, und andererseits war jedes Kind ein bisschen stolz, wenn es wirklich und bar bezahlen konnte, und wenn der Laden bei Bengelsdorf voll war, während man bezahlte, genoss man den Augenblick des Nachweises der Liquidität sehr.

Der andere Kaufmann in der Dankwatsgrube hieß Adam und war ein Ekel, ein glatzköpfiger, verkniffener, stets argwöhnisch die Kundschaft beobachtender Mann mit einer strengen Nickelbrille, zu dem man selbst dann ungern ging, wenn man für einen Pfennig zwei Dauerlutscher kaufte, denn Adam tätigte solche, er tätigte eigentlich alle Verkäufe mit

offensichtlichem Missvergnügen. Einmal, als ich ihm die von meiner Mutter aufgeschriebene Liste der Waren gab, die ich heimbringen sollte, fragte er böse: »Hast du Geld? Zeig's her!«, aber ich hatte keines, und ich sagte: »Sie möchten das bitte anschreiben«, und dann herrschte er:

»Gibt nichts mehr! Aus! Raus! Sag deiner Mutter: Gibt nichts mehr, bis endlich bezahlt ist. Faule Bande, faule«, da weinte auch ich und hasste Adam. Er war der erste Mensch, den ich hasste, und ich weiß noch, wie ich mich, während ich mir die Tränen trocknete, über die mächtige und böartige Grenzenlosigkeit dieses Gefühls wunderte.

Seit ich in der Dankwartsgrube in Lübeck heranwuchs, kotzt es mich an, wenn ich Leute höre, die, womöglich mit schwärmerischem Lächeln, von sich sagen, sie wären als Kinder »arm, aber glücklich« gewesen, und so tun, als wären sie um ihre kindlich-harmonische Armut zu beneiden. Entweder waren sie nie wirklich arm, oder sie schwindeln sich ihr Glück nachträglich in die eigene Tasche, oder sie wollen, was schlimmer wäre, den prahlenden Nachweis führen, dass sie den Weg aus der kindlichen Armut nach oben in den Wohlstand schafften, oder, schlimmer noch, sie wollen kindliche Armut als etwas verklären, womit eine Gesellschaft guten Gewissens existieren kann.

Sie verniedlichen die Armut, sie bagatellisieren, ja, sie verhöhnern die Armut. Sie erwecken den Eindruck, als sei es eine schöne und vor allem nützliche und in ganz positiver Weise prägende Erfahrung, ein »armes, aber glückliches Kind« gewesen zu sein. Vielleicht braucht ja jede Gesellschaft mit ihrer in Satttheit rülpsenden Majorität das soziale Sedativum der Einbildung, dass auch die Schwachen in aller Armut irgendwie glücklich sind, aber das Sedativum schwindelt, wie ja üb-

rigens noch jede Gesellschaft – auch und besonders jene der Gegenwart – zum Zwecke der Selbstberuhigung geschwindelt hat, wenn sie von ihren Armen, von denen am »sozialen Rand« redete; man kennt das ja: die Armen, die selber schuld sind. Die Armen, die es nicht anders wollen. Die Armen, die eben keine Disziplin haben und keinen »drive«. Die Armen als Asoziale. Die Armen als Gesindel. Die Armen, die nicht arbeiten wollen und nicht begriffen haben, wie das Leben so spielt. Die Armen, die eigentlich in ein gehörig kujonierendes Arbeitslager gehören.

Noch einmal und von Herzen: Das alles kotzt mich an, seit ich ein Kind in der Lübecker Dankwartsgrube war und voll von Hass Adams Laden verließ, aber am meisten widert mich das »arm, aber glücklich« an. »Arm, aber glücklich« – das ist wie »krank, aber gesund«, wie »schwarz, aber weiß«, wie »hier, aber dort«, wie »hungrig, aber satt«. Wahr ist, dass eine Armut, die erlebt, begriffen, im Kopf realisiert und als etwas empfunden wurde, das selbst die armselige Existenz bedroht, natürlich nicht glücklich sein kann. Sie kann Minuten, im schönen Fall gar ein paar Stunden glückliche Gefühle kennen, aber sie weiß: Die sind Illusion, die sind geborgt wie damals das Brot von Meister Bengelsdorf, denn Realität war, dass Frau Bengelsdorf irgendwann wieder einmal »nein« sagen würde.

Die Realität der Armut in der Dankwartsgrube war, dass der Kachelofen auf der Höhe eines eisigen Winters kalt blieb und wir in unseren Mänteln und mit Handschuhen auf den Stühlen hockten und bitterlich froren – welche Verlogenheit vermutet in diesem Zimmer Glück oder einen Zustand, dessen man sich später schwärmerisch erinnern könnte? Die Realität der Armut in der Dankwartsgrube war, dass es zum Abend eine Scheibe Brot gab, nicht mehr, wenn Frau Bengelsdorf

wieder einmal mit der Sperrung weiteren Pumpens ernst gemacht hatte - wie heruntergekommen ist eine Gesellschaft, die da Glück auch nur für möglich hält? Die Realität in der Dankwatsgrube war, dass Mutter weinend im Zimmer saß, und ihr Weinen kam aus der Einsicht der Aussichtslosigkeit.

Armut ist eben nicht, wie es sich der gesicherte Wohlstand gern vorstellt, ein Leben irgendwo gerade noch oberhalb des Existenzminimums. Armut ist vielmehr eine Existenz, in der gar nichts mehr sicher ist, in der man, wie meine Mutter sagte: »vor Hunger nicht in den Schlaf kommt«. Diese Armut ist immer präsent. Die Gewissheit ihrer Nähe hat mich in meinen Kinderjahren in der Lübecker Dankwatsgrube nie verlassen. Sie war wie eine Krankheit, mit der man zu leben versuchte, so beschwerlich das auch war, denn sie legte sich auf den Geist. Armut war Furcht. Dass wir Kinder aus der Dankwatsgrube im Winter am nahen Katzenberg in den Wallanlagen jenseits der Trave standen und die anderen beneideten, die einen Rodelschlitten besaßen und vor Freude johlend den kleinen Hügel hinabfahren - das war es nicht. Auch nicht, dass wir im Sommer an die Untertrave zogen, um zu unserem Vergnügen zuzusehen, wie andere zu vergnüglichen Bootstouren rund um Lübeck oder nach Bad Schwartau oder gar nach Travemünde aufbrachen. Noch nicht einmal, dass wir im Sommer an Eisverkäufern vorübergingen, bei denen andere kauften. Wirkliche Armut hatte wenig mit dem Verzicht auf materielle Dinge oder gar auf Vergnügungen zu tun; wirkliche Armut war die beständige Angst davor, dass Mutter, womit sie oft drohte, den Gashahn öffnen würde.

Ich habe die Hilflosigkeit nie vergessen, mit der ich diese verzweifelten Drohungen aufnahm, die kein »Theater« waren, kein weinerliches Lamento, schon gar nicht Koketterie. Sondern Mutter war am Ende, wenn sie vom Gashahn als einer

Erlösungsmöglichkeit redete, und ich begriff, dass sie recht hatte. Ich fürchtete das Gas mit dem Lebenswillen, der im Kind steckt, aber ich verstand den selbstmörderischen Realismus meiner Mutter, denn, wirklich, sie hatte recht, wenn sie sagte: »Das ist kein Leben.«

Nicht, dass wir Kinder aus der Dankwartsgrube maulten. Schon gar nicht, dass wir unsere Eltern anbettelten oder um etwas baten, das sie nicht geben konnten; wir wussten, wie es um sie stand, und auch kindliche Armut kennt Takt, und vielleicht kennt sogar kindliche Armut mehr Takt, als man ihn in begüterteren Kreisen vorfindet. Noch nicht einmal, dass wir freudlose und griesgrämige oder vorzeitig gealterte Kinder waren. Aber glücklich waren wir nicht, denn wir wussten immer, dass uns nach der Freude und der Ausgelassenheit des Spielens auf der Straße die alles überwältigende Tristesse der Wohnung erwartete. Wenn unsere Mütter uns vom Spiel in die Wohnung riefen, war das wie das Ende einer lautstarken Bemühung um Realitätsflucht, aber nun, in den vier Wänden, holte uns die Realität wieder ein, regelmäßig und ganz verlässlich.

Wir lernten, das zu akzeptieren. Unsere Armut war so unabweisbar wie das Grau der Straße, in der wir lebten, und wie das Ekel Adam und das dicke, schwarze Schuldenbuch beim Bäckermeister Bengelsdorf, und aus der Unabweisbarkeit ergaben sich Verhaltensweisen, die ganz selbstverständlich wurden; zum Beispiel: Wenn wir auf der Straße Fußball spielten – es gab nur 1100 Autos in Lübeck, und ganz selten verirrte sich eines von ihnen auf das Kopfsteinpflaster der Dankwartsgrube –, war mir in jedem Augenblick bewusst, dass ich nicht kräftig zutreten durfte, sondern meine Schuhe schonen musste, denn ich besaß nur ein Paar. Tobten wir nur einfach, spielten Verstecken oder Fassen, verließ mich nie der Gedanke,

dass ich auf keinen Fall meine Jacke oder meine Hose zerreißen durfte, denn Textilien waren unerschwingliche Vermögen. Und wenn ich vom Spielen heimkam, wurde mit jedem Schritt, mit dem ich mich unserer Wohnung näherte, meine Bedrückung lastender, weil die Aussicht groß war, dass ich meine Mutter weinend vorfinden würde. Manchmal denke ich, dass sie damals ständig weinte, aber das ist gewiss nur so ein abwegiger Gedanke wie der vom allgegenwärtigen Grau in der Dankwatsgrube, doch dass meine Mutter nie herzlich lachte: das ist wahr. Wahr ist auch, dass sie für meinen Bruder Alfred und mich nie Gesten der Liebe hatte, denn auch derlei, wie das Glück, gedeiht nicht, wo Armut herrscht.

Armut, wenn sie sich einmal eingenistet hat, ist nicht bloß eine materiell reduzierte Existenz, Armut ist auch eine Amputation einer Reihe von Gefühlen und Gefühlsausdrücken, die der Notfreie und Wohlhabende für so selbstverständlich wie seinen gedeckten Tisch hält. Wenig ist verlogener als die bürgerlich-nestwarme Vorstellung von der bettelarmen Mutter, die immerzu liebevoll ihr Kind umschlingt und in der Kälte Herzenswärme verströmt und mit dem Gemüt kompensiert, was sie mit Geld nicht zu kaufen vermochte. Auch dieses Bild, fürchte ich, entspringt nur der gesellschaftlichen Tendenz zum Selbstbetrug, der Bürgerlichkeit daran hindern soll, zu verstehen, dass Armut Liebe austreibt, und zwar jede Liebe, selbst die äußerste und reinste und schönste, nämlich die einer guten Mutter.

Ich hatte eine gute Mutter, eine, die sich für ihre Kinder zuschanden arbeitete. Ich weiß, dass sie mich auf ihre Weise liebte, und gewiss liebte sie mich mehr als je irgendein anderer Mensch, aber umarmt, ganz fest umarmt hat sie mich nur einmal: Das war, als der Hauswirt kam, um die Monatsmiete zu kassieren, 19,50 Mark, die meine Mutter nicht hatte, na-

türlich hatte sie die nicht, und sie drückte meinen um drei Jahre älteren Bruder Alfred und mich auf den Fußboden und hielt uns klammernd umschlungen, damit der Hauswirt uns nicht sähe.

Der Hauswirt, Martin Longuet, Spediteur, führte, wenn er Mieten kassierte, stets einen scharf abgerichteten Dobermann-Hund mit sich. Heute verstehe ich, dass er ihn zu seinem Schutz bei sich gehabt haben mag, weil er darauf gefasst sein musste, verzweifelter Zahlungsunfähigkeit und einer zu allem fähigen Resistenz zu begegnen, die jederzeit aus der Aussichtslosigkeit seiner Mieter kommen konnte, aber damals fürchtete und hasste ich den Mann, und seinen widerwärtig alerten Hund mit den spitzen Ohren und dem obszön schwarzglänzenden Körper und der stetig begierig schnüffelnden Schnauze hasste ich noch mehr, wenn er an der Leine zerrte und, wie ich überzeugt war, uns zerreißen wollte, weil meine Mutter die seinem Herrn zustehende Miete nicht zahlen konnte.

Konnte sie nicht zahlen, hieß das für Alfred und mich: Wir hatten während der nächsten Tage auf der Straße stets ein wachsames Auge dafür zu haben, ob Martin Longuet auftauchte, und wenn er kam, hatten wir zu verschwinden, und zwar augenblicklich. Er durfte uns nicht sehen und uns womöglich als Mittel nutzen, um mit meiner Mutter zu sprechen. Wenn ich mich vor ihm in irgendeinem Hauseingang der Dankwartsgrube versteckte, zitterte ich vor Angst und kam mir wie ein Dieb vor, der im Begriff stand, auf frischer Tat erwischt zu werden, und wenn dann die Luft rein war, konnte ich das nicht genießen, denn ich fürchtete bereits des Hauswirts Wiederkehr, fürchtete überhaupt immer die ersten Monatstage, an denen stets mit Martin Longuet und seinem schrecklichen Hund zu rechnen war.

Dankwatsgrube 19, zwei Zimmer und Küche im Hinterhof eines Hauses, in dem sich einmal ein Fuhrgeschäft befunden hatte - hier wurde ich groß. Teilte das Bett mit meinem Bruder und wusch mich, wenn man denn diesen Vorgang wirklich eine Wäsche nennen kann, am Morgen aus einer Schüssel kalten Wassers. Trug Kleidung, aus der mein größerer Bruder herausgewachsen war. Stand Zeiten, die in meiner Erinnerung bis zur Panik bedrängende Ewigkeiten waren, vor der Toilette, die sich im Treppenhaus befand, und war oft der äußersten Blamage nahe, nämlich der, obwohl doch schon ein »großer Junge«, in die Hose zu machen. Stahl kunstvoll, wenn Leberwurst in der Küche war, indem ich penibel darauf achtete, dass durch den Diebstahl möglichst geringfügige Deformationen der Wurst eintraten. Stahl Brot, indem ich lernte, hauchdünne Scheiben vom Laib zu trennen, sodass der Diebstahl nicht auffiel. Lebte mit der ständigen Versuchung, dem Diebstahl in der Küche sogleich einen weiteren folgen zu lassen, obwohl ich ein schlechtes Gewissen und von irgendwoher die Überzeugung hatte, dass Gott alles sah und Sünder bestrafte. Träumte viele kleine Träume, auch alberne Träume, zum Beispiel: Irgendwann einmal würde ich Journalist werden, und dann würde ich für den »Lübecker General-Anzeiger« aus der Dankwatsgrube berichten. Freute mich auf die Schule und lernte weit vor der Zeit zu lesen und zu schreiben und zu rechnen. Und fragte mich immer, ob meine Mutter nach dem nächsten Monatsersten 19,50 Mark für Martin Longuet und seinen Dobermann-Hund haben würde.

Und wenn nicht?

Martin Longuet, wusste ich von meiner Mutter, war kein Unmensch und ließ mit sich reden und stundete schon mal Mietschulden. Er war, sagte sie, vernünftiger und mensch-

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag,
Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland
www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
Erscheinungsdatum: April 2025

Satz: La Deutsche Vita®
Coverfoto: ??????????

Porträtfoto: ??????????
Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

ISBN 978-3-910563-35-3

Aus dem Verlagsprogramm

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

An dem Estnischen von Cornelius Haselblatt



Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1432: Während die Stadt sich auf die Fronleichnamsfestlichkeiten vorbereitet, wird im Franziskanerkloster eine alte, geheimnisvolle Stadt-Chronik entdeckt. Als bald danach eine Reihe von Morden geschieht, erkennt der Ratsapotheker Melchior Wakenstede schnell, dass sie alle im Zusammenhang mit dieser Chronik stehen

müssen, die zudem bald in Flammen aufgeht. Stecken die Tempelritter dahinter? Welche Rolle spielt die heimliche Leichnamsgilde, der auch Melchior selbst angehört? Und was hat es mit den Nachfahren eines in der Chronik erwähnten Hinrichtungsofers auf sich?

Während sein Vater in Reval das Rätsel zu lösen versucht, streift Melchior junior durch Lübeck, wohin er von seiner Greifswalder Lehre aus gezogen ist und wo er einen neuen Lehrmeister sucht. Aber auch in der Königin der Hanse geschehen merkwürdige Dinge und der junge Melchior wird in den Bann von Liebe, Verbrechen und Vergeltung gezogen.

ISBN 978-3-910563-12-4

www.rotekatzeverlag.de

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1433: Apotheker Melchior Wakenstede wird an das Sterbelager eines wohlhabenden Kaufmanns gebeten, der von ihm indes keine Arzneien will, sondern ihn mit der Klärung einer lang zurückliegenden Bluttat beauftragt. Während er versucht, das Rätsel der Vergangenheit zu lösen, wird plötzlich sein Lehrjunge ermordet und bald darauf auch Melchiors Leben bedroht. Wie hängt das alles zusammen mit der Warnung in einem Brief, die er von seinem Sohn aus Lübeck bekommen hat? Ist der darin erwähnte Gotlandteufel auf Mord aus? Hat er es auf den Apotheker abgesehen? Und wieso wird Melchior das Gefühl nicht los, dass für den Mord an seinem Lehrjungen die falsche Person gehenkt worden ist?

Parallel dazu setzt Melchior junior in Lübeck seinen Lebensweg fort und versucht seiner großen Liebe Lucia näherzukommen. Kann er die Tochter des stark verschuldeten Kaufmanns für sich gewinnen? Einmal schon hat er für seine Liebe einen Mord begangen, muss er es wieder tun? Die Handlung spinnt den Faden fort, der in »Apotheker Melchior und die Revaler Chronik« (Rote Katze Verlag 2023) begann, und zeichnet ein schillerndes Bild vom Spätmittelalter in der Königin der Hanse und ihrer Umgebung.



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

Aus dem Estnischen von Cornelius Haseblatt



ISBN 978-3-910563-23-0

www.rotekatzeverlag.de

MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris

Paris im Sommer 1906. Ein erfolgloser deutscher Schriftsteller und eine aufstrebende deutsche Malerin leben Tür an Tür im Quartier Latin. Er erhofft sich von der Stadt Inspiration, sie ist der deutschen Provinz und einer erdrückenden Ehe entflohen. Sie führen Ateliergespräche über die Liebe, die Ehe, die Kunst, die Freiheit. Er verliebt sich hoffnungslos, sie schwankt zwi-

schen einem unsicheren Leben in Unabhängigkeit und der Rückkehr zum dominanten, aber gut situierten Ehemann. Die Malerin löst sich am Ende aus ihren Träumen; es ist letztlich eine Entscheidung zum Tod, für beide.

Auch vor über hundert Jahren war die Entscheidungsnot von Frauen so groß wie noch heute: Die Entscheidung zwischen Karriere, Liebe und Mutterschaft. Michael Zeller spinnt mit abgründiger Ironie ein Verwirrspiel der Gefühle, in dem sich beide fast verlieren.

”

»... ein Roman, reich an Bildern und Emotionen. Mit großem Einfühlungsvermögen entwirft der Autor ein zugleich phantasievolles und charaktertreues Bild der expressionistischen Malerin Paula Becker-Modersohn“

Neue Zürcher Zeitung

ISBN 978-3-910563-19-3

www.rotekatzeverlag.de

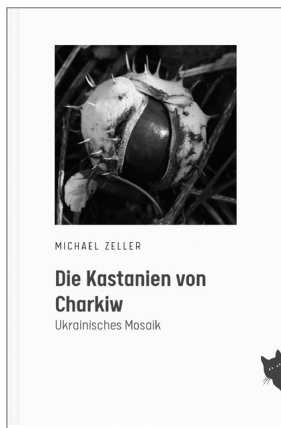


MICHAEL ZELLER

Die Kastanien von Charkiw

Den Herbst 2019, kurz vor dem russischen Überfall vom Februar 2022, verbringt der Schriftsteller Michael Zeller in der ostukrainischen Großstadt Charkiw, auf Einladung des ukrainischen PEN. Er nutzt die Zeit, die Stadt an der Grenze zu Rußland zu erwandern, bestaunt ihre geschichtsträchtigen Architekturen. Durch seine fast täglichen Lesungen nimmt er intensiv am kulturellen Leben der Stadt teil, die er seit 1994 von häufigen Reisen her kennt. Fesselnd beschreibt er, wie er für Schulesungen das Donbassgebiet bereist und dabei die Zerstörungen der russischen Streitkräfte aus nächster Nähe sieht. Ebenso nah kommt ihm das Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs in zahlreichen Begegnungen und Gesprächen, die er mit Überlebenden führt.

In seinem ‚Ukrainischen Mosaik‘ wirft der Autor einen sehr persönlichen Blick auf die Geschichte und in die Seele dieses Volkes, in einem schicksalhaften Augenblick seiner Existenz. Das Buch ist bereits ins Ukrainische übersetzt.



ISBN 978-3-910563-27-8

www.rotekatzeverlag.de

HEINRICH THIES

Sally



HEINRICH THIES

Sally

Roman



Die jüdische Tänzerin Sally wartet nach der Befreiung aus dem KZ wie Tausende andere Holocaust-Überlebende auf die Ausreise nach Palästina - in einem Camp für »Displaced Persons« in Bergen-Belsen. Es entsteht eine Art jüdische Kleinstadt mit einem lebendigen Kulturleben. Sally spielt hier am Rande der Massengräber Theater, tanzt und knüpft Freundschaften. Bei ihren Radtouren lernt sie die Umgebung

kennen. In einem nahen Heidedorf trifft sie auf einen Geige spielenden Hühnerhalter: Otto. Die beiden flirten miteinander und kommen sich immer näher, bis ihre Wege sich trennen. Erst viele Jahre später wird Sally auf spektakuläre Weise erfahren, wer der geheimnisvolle Geiger war.

Zwei Lebensgeschichten im Strudel der Weltgeschichte. Lebensgeschichten, die konträrer nicht sein könnten. Ein packender Roman auf der Grundlage wahrer Begebenheiten, ein Roman über Liebe, Schuld und die Sehnsucht nach Heimat.

Indes, bevor Alex weiter davon träumen kann, seinen verehrten Mentor, den Sternwartenchef, zu beerben, muss er endlich erwachsen werden.

ISBN 978-3-910563-21-6

www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

1967. Die Protestwelle schwappt mit Rockmusik, Haschisch und freier Liebe auch über die norddeutsche Stadt Oldenburg. Zugleich werden die Fragen nach der Vergangenheit immer drängen-der: Was haben unsere Eltern im Nationalsozialismus gemacht, was gewusst? Und was wurde aus den Sinti-Familien, die vor 1933 im Stadtteil gelebt haben? Vier Jugendliche, die am und um die Straße Nedderend zuhause sind, suchen Antworten. Ihre Recherchen führen sie zu einem Familiengeheimnis, das tief im Ipweger Moor vergraben liegt, und in die Hölle von Auschwitz.

Christiane Gibiec ist selbst am Nedderend in Oldenburg aufgewachsen. Sie erzählt berührend und authentisch von der Sprachlosigkeit, den Narben und Verstrickungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und vom Aufstand der Jugend gegen die Verdrängung und Verleugnung der Naziverbrechen.



”

*Ein spannender Roman und ein wichtiges Buch,
das ein Licht auf die Verbrechern der Nazis an den
norddeutschen Sinti wirft.*

Christel (Menni) Schwarz

Freundeskreis für Sinti und Roma e. V., Oldenburg

ISBN 978-3-910563-10-0

www.rotekatzeverlag.de